

HEYNE <

DAS BUCH

Die Worte *Angel Baby* trägt Luz auf den Hals tätowiert, um immer an ihre dreijährige Tochter Isabel erinnert zu werden. Luz ist die Ehefrau des sadistischen mexikanischen Gangsterbosses Rolando, genannt El Príncipe, und ihr Leben ist eine nur mit Drogen erträgliche Hölle. Von dem Kind, das bei einer Tante in den Vereinigten Staaten lebt und dessen Vater kurz nach der Geburt starb, weiß Rolando nichts. Nach einem erfolglosen Fluchtversuch mit furchtbaren Konsequenzen fasst Luz einen besser durchdachten Plan, um spätestens zu Isabels viertem Geburtstag wieder bei ihrer Tochter zu sein. Sie überwindet ihre Tablettensucht, und es gelingt ihr endlich, aus Rolandos Villa in Tijuana zu fliehen. Doch schneller als gedacht, sind ihr El Príncipes Killer auf den Fersen ...

DER AUTOR

Richard Lange wurde in Oakland geboren und wuchs im kalifornischen San Joaquin Valley auf. Für seine Bücher wurde er mehrfach ausgezeichnet. Er erhielt unter anderem den Rosenthal Family Foundation Award for Fiction und war Stipendiat der Guggenheim-Stiftung. Lange lebt in Los Angeles.

ANGEL BABY

Richard Lange

Aus dem amerikanischen Englisch
übersetzt von Jan Schönherr

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *Angel Baby* erschien 2013 bei Mulholland Books,
an Imprint of Little, Brown and Company, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, HallstaviK, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 04/2015
Copyright © 2013 by Richard Lange
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Redaktion: Dr. Alexander Behrmann
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
nach einem Design von Christopher Sergio
Umschlagfoto: © Rubberball/Getty Images
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN: 978-3-453-43793-7

www.heyne.de

*Für Kim Turner,
die einsame Orte liebt.*

Es begab sich aber eines Tages, da die Gottessöhne kamen und vor den HERRN traten, kam auch der Satan unter ihnen. Der HERR aber sprach zu dem Satan: Wo kommst du her? Der Satan antwortete dem HERRN und sprach: Ich habe die Erde hin und her durchzogen.

– HIOB 1, 6–7

We are constantly on trial.
It's a way to be free.

– SMOG, *River Guard*

Ihren ersten Fluchtversuch hatte Luz vorher nicht durchdacht. Es war eine Entscheidung aus dem Moment heraus. Eines Nachts hatte Rolando sie so übel verprügelt, dass sie Blut pinkelte, und am nächsten Morgen, sobald er und die Leibwächter aus dem Haus waren, humpelte sie die Treppe hinunter, zur Tür hinaus, durch den Garten und durch das Tor in der hohen Betonmauer, die das Anwesen umschloss.

Barfuß, mit nichts als einem Slip und einem seidenen Bademantel am Leib, taumelte sie die Straße entlang und versuchte, ein Taxi zu bekommen. Die Fahrer bremsen ab und gafften, aber keiner hielt an. Tränen der Verzweiflung verschleierten ihren Blick. Sie stolperte und fiel hin, rappelte sich aber sofort wieder auf. Wegen wunder Knie und aufgeschürfter Handflächen würde sie nicht Isabels dritten Geburtstag verpassen. Sie musste unbedingt hin, koste es, was es wolle. Mit einem riesigen rosa Kuchen und den Händen voller Geschenke wollte sie vor Isabels Tür auftauchen – oh, die würde vielleicht Augen machen!

Maria, die Haushälterin, steckte den Kopf durchs Tor und rief ihr nach, sie solle stehen bleiben. Luz wollte rennen, aber wegen der Pillen, mit denen sie damals die Tage überstand, kam es ihr vor, als schleppte sie sich durch Morast. Noch vor der Straßenecke holte Maria sie ein und packte sie bei den Haaren. Luz wehrte sich, trat um sich und

kratzte, doch schon war auch der Hauswächter El Toro zur Stelle.

»Hilfe!«, rief Luz einem Radfahrer zu. »Bitte!«, flehte sie eine Frau mit Kinderwagen an. Aber die ignorierten sie genau wie die Taxifahrer. Das war nun mal Tijuana, und wem sein Leben und das seiner Familie lieb waren, der kümmerte sich hier besser um seinen eigenen Kram. El Toro und Maria zerrten sie zurück ins Haus. Sie sperren sie in ihr Zimmer und lachten über ihre Racheschwüre.

Als sie Rolando von Luz' Fluchtversuch erzählten, tötete er ihren Hund. Er stürmte ins Schlafzimmer, riss ihr Pepito aus den Armen, stellte sich auf den Kopf des Zwergpudels und zerquetschte ihm mit der Stiefelferse den Schädel. Dann rang er Luz zu Boden, drehte ihr die Arme auf den Rücken und vergewaltigte sie auf dem weißen Zottelteppich.

»Warum zwingst du mich, so was zu tun?«, schrie er sie danach an. »Warum muss ich mich wegen dir hassen?«

Diesmal wird es anders laufen. Ein Jahr lang hat Luz seit damals einen Plan ausgearbeitet, jetzt ist sie endlich bereit. Nächsten Dienstag ist Isabels vierter Geburtstag, und Mama wird entweder kommen und zusehen, wie sie die Kerzen auf ihrem Kuchen auspustet, oder beim Versuch draufgehen.

Sie stellt sich schlafend, als Rolando aus dem Bad kommt. Durch die Decke drückt er ihren Fuß.

»Hey, Schlafmütze, Zeit fürs Frühstück.«

»Mmmmm. Eine Minute noch.«

Er trägt sein Geschäftsoutfit – dunkler Anzug, weißes Hemd, schwarz glänzende Cowboystiefel. Luz hat den Kalender auf seinem Schreibtisch studiert und kennt seinen

Terminplan für heute auswendig: elf Uhr morgens, Treffen im Las Rocas Resort mit Mr. Volkers aus San Diego, um die Eröffnung einer neuen KFC-Filiale zu besprechen. Dann Mittagessen mit seinem Anwalt Alvarez, am selben Ort, und weiter zu Flaco nach Ensenada. Dem Kalender zufolge will er mit ihm über Pferde sprechen, aber eigentlich geht es um eine Heroinlieferung aus Apatzingán. Luz hat ihrem Mann das letzte Jahr über genau zugehört und kennt inzwischen all seine Spitznamen und Codewörter. Flaco und das Dope also, danach Abendessen mit der Schlampe, die er da unten aushält. Das heißt, er wird mindestens bis neun unterwegs sein.

Rolando geht nach unten, und Luz kriecht aus dem Bett, um sich waschen zu gehen. Das ganze Badezimmer stinkt noch nach seiner Scheiße. Sie bürstet ihr langes, schwarzes Haar, bis es glänzt, und hebt es am Nacken etwas an, um die Wörter zu sehen, die darauf tätowiert sind: *Angel Baby*. Rolando hat sie damals weisgemacht, das sei ihr Kosename für ihn, damit er ihr das Tattoo erlaubte. In Wahrheit ist es der Titel eines Lieds, das sie Isabel in ihrem einzigen gemeinsamen Jahr immer vorgesungen hat. Luz hat gut aufgepasst, dass Rolando nichts von Isabel erfährt, denn sie weiß, er würde die Kleine wie alles andere, das sie liebt, irgendwie verwenden, um ihr zu schaden oder sie noch enger an sich zu ketten.

Sie zieht einen weißen Bademantel über und geht nach unten zum Frühstück. Ihre Schritte auf der Marmortreppe hallen durch die zweistöckige Eingangshalle. Auf der Straße kennt man Rolando als *El Príncipe*, den Prinzen, und das hier ist sein Palast. Dreihundertsiebzig Quadratmeter mit fünf Schlaf- und sechs Badezimmern, überall Granit und Blatt-

gold, Leder und Edelstahl. Alles war teuer, aber nichts passt zusammen. Rolando hat das Haus eingerichtet, indem er auf Bilder in Zeitschriften zeigte. Ein falscher Picasso hängt über einem Skorpion aus rostigem Eisen. Eine 10000 Dollar teure Couch aus Mailand steht zwischen zwei La-Z-Boy-Fernsehesseln mit Massagefunktion und beheizbaren Polstern. Und das Haus selbst ist so schlampig gebaut, dass man täglich neue Risse in den Wänden findet. Eine Spinnerei aus Stuck und Laminat, die es nicht viel länger machen wird als Rolando selbst.

Als sie ins Esszimmer kommt, steht er auf und bietet ihr einen Stuhl an. Ein richtiger Gentleman ist er heute. Gestern durfte er sie ficken, und sie hat dabei sogar gestöhnt und gezuckt, als hätte es ihr gefallen. Wenn er heute aus dem Haus geht, soll er glauben, alles sei in bester Ordnung zwischen ihnen. Sie fummelt an ihrer Serviette herum, gähnt und sieht ein bisschen aus, als wüsste sie nicht recht, wo sie ist – ganz die zugehörnte Prinzessin. Sechs Monate lang hat sie diese Nummer perfektioniert, seit sie von Xanax und Valium, Vicodin und Oxycontin losgekommen ist, den Tabletten, die sie früher davon abgehalten haben, ihre Rechnung mit dem Himmel zu machen und sich in der Dusche zu erhängen.

Das Zeug musste weg, denn sie brauchte einen klaren Kopf, um ihre Flucht zu planen, und sie wollte nicht völlig durch sein, wenn sie endlich frei wäre. Rolando glaubt aber, sie wäre immer noch drauf. Er würde misstrauisch, wenn er mitbekäme, dass sie aufgehört hat, und außerdem mag er sie high. So fühlt er sich ihr überlegen.

Er geht zu seinem Stuhl auf der anderen Seite des Tisches zurück, und sie lächelt und fragt mit verschlafener Baby-

stimme, wann er mit ihr die Schuhe kaufen geht, die sie ihm neulich Abend im Fernsehen gezeigt hat.

»Schuhe?«, fragt er. »Glaubst du, ich hab Zeit für Schuhe?«

Sie spielt mit, verzieht ihr Gesicht zu einem zerknirschten Schmollmund und winselt: »Aber Papí, du hast gesagt, ich darf sie haben.«

»Hab ich das?«

»Das weißt du ganz genau! Aber wann?«

»Wie wär's am Wochenende, wenn wir nach Acapulco fliegen?«

»Acapulco!«, jauchzt Luz und klatscht in die Hände.

Es war nicht leicht, von den Drogen loszukommen. Noch heute betteln Körper und Geist in solchen Momenten manchmal um den Abstand, den sie ihr verschafften. Dann ruft sie sich das Gesicht ihrer Tochter vor Augen und betet so inbrünstig zu ihr wie eine Eingeborene zum einzigen Stern in pechschwarzer Nacht.

Aus der Küche eilt Maria herein, mit einem großen Teller voll *pan dulce* und einer Schale Obstsalat.

»Guten Morgen, Señora«, begrüßt sie Luz, süß wie Honig. Sie haben sich wieder vertragen, nachdem Luz weglaufen wollte, oder wenigstens glaubt Maria das. Luz hat alles getan, um die Haushälterin glauben zu machen, sie könne sich kaum an jenen Tag erinnern, aber sie ist immer noch nicht sicher, ob sie es ihr abgekauft hat. Die Frau ist schwer zu durchschauen.

Als Maria nach der Kanne greift, um Luz Kaffee einzuschicken, rutscht der Ärmel ihrer Bluse hoch und gibt den Blick auf eine Narbe am Arm frei. Die hat sie aus dem Gefängnis, wo sie wegen Hehlerei einsaß. Ihr Sohn Gato war ein Jugendfreund Rolandos, der auf dessen Weg zur Macht

schon früh getötet wurde. Rolando musste Gato schwören, sich um dessen Mutter zu kümmern, falls ihm irgendwas zustoßen sollte, und er hielt sein Versprechen, indem er sie als Haushälterin einstellte.

»Brauchen Sie noch etwas, Señora?«, fragt sie Luz.

»Nein, *gracias*.«

»Señor?«

»Nein, Maria. *Gracias*«, antwortet Rolando.

Maria geht zurück in die Küche, Rolando häuft Obstsalat auf einen Teller und reicht ihn Luz. Einer der Papageien, die er in Käfigen im Wohnzimmer hält, krächzt: »Ich heiße Gladiator! Ich heiße Gladiator!«

»Du bist so schick, wohin gehst du denn?«, fragt Luz.

»Mit einem Stier kämpfen, was glaubst du denn?«, antwortet Rolando und beißt in ein Plunderstück.

Luz stochert in ihrem Obst herum. Aufregung und Anspannung ziehen ihr den Magen zusammen, aber sie zwingt trotzdem ein Stück Ananas hinunter, damit Rolando sie essen sieht.

»Und du?«, fragt er mit vollem Mund, das ekelhafte Schwein. »Lass mich raten: Massage? Maniküre?«

»Beides«, sagt Luz und lacht. »Warum nicht?«

»Ein schönes Leben, was?«

»Ein schönes Leben.« Die Worte verbrennen ihr die Zunge. Sie streckt die Arme über den Tisch und nimmt Rolandos Hand.

Rolando zieht eine Rose aus der Vase und steckt sie ihr über dem Ohr ins Haar. Er lächelt und will gerade irgendwas Zärtliches sagen, da klingelt das Telefon und seine Augen werden eiskalt. Das ganze menschliche Getue ist nichts als Show. Er kann das einfach so an- und abschalten.

Im Inneren ist er ein Scheusal, ein Haifisch, seelenlos und unersättlich. Er steht auf, geht nach nebenan und bellt ins Telefon: »*Qué?*«

El Toro, der Wächter, der letztes Jahr half, Luz zurückzuschleifen, poltert ins Zimmer und schnappt sich eine Zuckermuschel von der Gebäckplatte. Luz spürt, wie er sie verachtet, die Junkienutte, die mit seinem Boss verheiratet ist, sie hat das immer gespürt.

»Sagen Sie El Príncipe, der Wagen steht bereit«, sagt er und geht zurück in die Küche.

Luz gibt die Nachricht weiter, nachdem Rolando aufgelegt hat. Er küsst sie auf die Stirn und geht, ohne ein weiteres Wort. Durchs Fenster sieht sie zu, wie er mit Ozzy und Esteban in die Escalade-Geländelimousine steigt. El Toro öffnet das schwere Eisentor und winkt dem vorbeifahrenden Wagen kurz zu.

Es ist Zeit.

Als Erstes geht sie ins Schlafzimmer, schaltet den Fernseher ein und verkriecht sich wie jeden Morgen wieder im Bett. Nur dass sie es heute mit schwitzenden, geballten Fäusten tut, die Beine angespannt und bereit zu laufen.

Um 10:15 klopft jemand an die Tür.

»Ja«, quäkt sie, mit froschig verstellter Stimme.

Maria steckt den Kopf durch den Türspalt. »Schmutzwäsche, Señora?«

Ohne den Blick vom Fernseher abzuwenden, deutet Luz zum Badezimmer und schenkt Maria keinerlei Beachtung, während sie das Zimmer durchquert, den Inhalt des Wäschekorbs in einen Plastiksack stopft und wieder geht. Als die Haushälterin zur Tür hinaus ist, beginnt Luz bis dreißig zu

zählen, kommt aber nur bis zehn, bevor sie es nicht mehr aushält und aus dem Bett springt.

Sie hat fünfzehn Minuten, um zu entkommen. Marias und El Toros Tagesabläufe kennt sie so gut wie Rolandos: Maria wird gleich in der Waschküche hinter dem Haus sein, und El Toro verdrückt sich jeden Morgen von zehn bis halb elf in die Garage, um dort auf einem kleinen Fernseher eine Seifenoper zu schauen.

Schnell schlüpft sie in Jeans, ein T-Shirt und Tennisschuhe. Keine Schminke, kein Schmuck. In einen zebragestreiften Rucksack, der aussieht wie ein Schulranzen, packt sie eine Fleecejacke und eine rosa Baseballmütze, sonst nichts. Sie reist mit leichtem Gepäck. Was immer sie sonst noch braucht, kann sie besorgen, wenn sie es in die USA geschafft hat. Mit klopfendem Herz öffnet sie die Tür und späht in den Flur, dann schleicht sie die Treppen hinab. In dem Zimmer, in dem Maria Klamotten sortiert, läuft ein Radio. Der DJ erzählt gerade einen dreckigen Witz.

Unten angekommen, huscht sie zu Rolandos Büro und schlüpft durch die Tür. An den Wänden Regale voller Bücher, die der Kerl nie gelesen hat, Köpfe von Tieren, die andere erlegt haben, und Gemälde von Rittern und Segelschiffen, die ein Innenausstatter im Dutzend gekauft hat. Die einzige persönliche Note ist ein großes, gerahmtes Foto einer dunkelhaarigen Frau, die mit weit gespreizten Beinen nackt auf einem Bett liegt. Rolando erzählt gern, das Bild erinnere ihn an Luz.

Kaum hat sie die Tür hinter sich geschlossen, wird sie etwas ruhiger. Während der letzten Monate hat sie das hier oft heimlich geprobt, jetzt muss sie sich nur an ihren Plan halten. Von dem großen Holzschreibtisch nimmt sie den

Brieföffner, einen deutschen Dolch aus dem Zweiten Weltkrieg mit eingraviertem Hakenkreuz am Griff, und stemmt damit die obere Schublade auf. Darin liegt ein leuchtend grünes Post-it, auf das der Name Angelina und eine Telefonnummer gekritzelt wurden. Angelina ist der Name, den Rolandos Mutter ihrer vor zwanzig Jahren gestorbenen Tochter gab, die von der Familie seitdem verehrt wird wie eine tot geborene Heilige. Die Nummer, rückwärts eingegeben, ist die Kombination für den Wandsafe, der hinter dem Gemälde einer Wolfsjagd versteckt ist: Männer mit Pelzmützen auf Schlitten, Gewehre, blutiger Schnee.

Luz nimmt das Bild von der Wand und tippt die Kombination ein. Das Schloss klickt, und die Tür schwingt auf. Im Safe liegen stapelweise Dollarnoten – Zwanziger und Hunderter, in von Gummibändern zusammengehaltenen Bündeln – und eine glänzende Pistole: Rolandos 45er Colt, graviert und versilbert, eine Spezialanfertigung. Auf dem Lauf winden sich Schlangen um Totenschädel, in die elfenbeinernen Griffschalen ist eine Abbildung von Santa Muerte, dem Heiligen Tod, geschnitzt. Luz packt das Geld, das ganze Geld, in den Rucksack und den Colt obendrauf. Sie senkt den Kopf und murmelt ein Gebet aus ihrer Kindheit. Der Name des Herrn liegt ihr noch auf den Lippen, als sie nach dem Rucksack greift, aufsteht und die Bürotür öffnet.

»Das ist Ihnen runtergefallen, Señora«, sagt Maria und streckt ihr die Rose entgegen, die Rolando ihr beim Frühstück ins Haar gesteckt hat. »Draußen, im Flur.«

Hinter Maria steht El Toro, ein fieses Grinsen auf dem hässlichen Gesicht. Er freut sich darauf, ihr wehzutun. Sie beide freuen sich darauf. Und dann wird Rolando das Ganze zu Ende bringen.

Luz macht einen Schritt zurück und greift nach der Pistole im Rucksack. Rolando hat ihr auf dem Schießstand im Keller gezeigt, wie man sie benutzt. Anfangs musste er sie zwingen, weil sie den Knall und den Schlag auf die Brust beim Feuern so schrecklich fand. Aber während des letzten Jahres hat sie bei jeder Gelegenheit geübt, weil sie dachte, das wäre vielleicht nützlich für ihre Flucht, und mit der Zeit wurde sie ziemlich gut.

Sie lädt durch, zielt mit beiden Händen am Griff und verzieht keine Miene, als sie abdrückt: BUMM BUMM BUMM. Maria stürzt rückwärts auf El Toro, ein klaffendes schwarzes Loch unter dem linken Auge, und aus ihrem Hinterkopf schießt Blut wie Magma aus einem Vulkan. Die beiden anderen Kugeln treffen El Toro in Brust und Hals. Die Haushälterin und der Wächter brechen gemeinsam zusammen, im Tod ineinander verschlungen.

Einen Moment lang ist Luz starr vor Entsetzen darüber, was sie getan hat, so als hätte eine eisige Hand sie plötzlich am Genick gepackt. Dann steckt sie die Waffe wieder in den Rucksack und steigt über die Leichen – vorsichtig, ohne nach unten zu sehen. Nur ein Gedanke erfüllt sie: Isabel. Als die große Haustür nicht sofort aufgeht, reißt sie ein paarmal panisch am Knauf, bevor sie merkt, dass der Riegel vorgeschoben ist. Eine Sekunde später ist sie auf der Veranda. Vier Sekunden später ist sie durchs Tor und auf der Straße. Zehn Sekunden später ist sie verschwunden, nur ein weiterer Fetzen Müll, aufgesogen vom rauschenden, stinkenden Strudel der Stadt.

Malone tritt aus seinem Motelzimmer, und die Sonne trifft ihn so überraschend wie eine unverdiente Ohrfeige. Er gerät kurz ins Taumeln, macht sich dann aber auf den Weg die Straße hinunter zu OXXO, um etwas zu besorgen, das den Tag erträglicher macht.

Auf dem Hügel oberhalb des Motels liegt die Hunderennbahn Agua Caliente. Malone lässt sich von Freddy immer hier draußen unterbringen, damit er die Zeit vor einem Auftrag beim Hunderennen totschiagen kann. Besser als die Innenstadt, wo ihm nur wieder irgendeine Nutte das Geld aus der Tasche ziehen würde. Mit etwas Glück kann er hier immerhin ein bisschen Kohle gewinnen, statt noch den letzten Dollar für Nutten, Koks und schlechten Tequila rauszuschmeißen, der zwar aus einer Patrónflasche ausgeschrieben wird, aber todsicher kein Patrón ist.

Auf dem Paseo de los Héroes herrscht dichter Verkehr. Lastwagen husten Abgaswolken aus, Autoradios plärren, Roller brummen wie wütende Insekten. Malone könnte ganz leicht die Hand in den Fluss aus ratterndem Stahl stecken. Ein Schritt zur Seite, und er würde ihn verschlingen und in Stücke reißen, noch ehe er wüsste, wie ihm geschieht.

Wieder mal einer dieser Vormittage. Gestern Abend ist er in Tijuana angekommen, mit der Straßenbahn zum Motel

gefahren und dann in der Fußballkneipe gegenüber ohne Abendessen direkt zum Trinken übergegangen. Als der Laden dichtmachte und sie ihn rauswarfen, schaffte er es irgendwie zurück in sein Zimmer, sah im Spiegel sein wahres Gesicht, weinte ein bisschen, fiel komatös ins Bett und wachte heute Morgen in der Hölle wieder auf.

Ein Summer ertönt, als er den Laden betritt. Ordentlich aufgereichte Dosen Thunfisch, Bohnen und Menudo-Suppe präsentieren ihre Etiketten unter Leuchtstofflampen, deren Licht sich im frisch gebohnerten Fußboden spiegelt. Es gibt ein ganzes Regal voller Instantnudeln und einen ganzen Gang nur für Kartoffelchips. Mikrowellen-Burritos, Cheeseburger und einen Softdrinkautomaten gibt es auch. Das Ganze sieht einem 7-Eleven oder einem AMPM in den Staaten zum Verwechseln ähnlich. Zu ähnlich.

Malone nimmt einen Sechserpack Tecate und eine Literflasche Gatorade aus dem Kühlschrank. Die Kassiererin lächelt flüchtig, bevor sie seinen Einkauf abrechnet. Sie trägt eine gelb-rote Uniform und hat das Haar zu einem engen Dutt zurückgebunden. Sehr professionell. Sie nennt ihm den Preis erst auf Spanisch, dann auf Englisch.

Malone ist gekleidet wie ein typischer *gabacho*: knielange Bermudashorts, Flip-Flops und ein Souvenirshirt aus Cabo San Lucas. Das ist seine Art, sich anzupassen. Jeder dritte Amerikaner hier unten sieht genauso aus wie er. Blondes Zottelhaar, Sonnenbrille – ein leicht vom Kurs abgekommener Surfer. Er blickt zur Digitaluhr an der Wand. 10:31.

»Geht die richtig?«, fragt er das Mädchen.

»Sí, ja«, antwortet sie.

Das kleine Restaurant nebenan ist in beruhigendem Blassblau gestrichen. Die Spezialität des Hauses sind Meeresfrüchte – Cocktails, Suppen, Ceviche. Malone sitzt an einem Plastiktisch unter einem Vordach aus Blech und bestellt drei Fischtacos und einen Krabbencocktail. Er öffnet das Gatorade und leert die halbe Flasche in einem Zug, dann schüttet er ein Bier hinterher.

Als die Alte in der Rüsenschürze das Essen bringt, geht es ihm schon besser. Er macht noch ein Bier auf, verrührt etwas Ketchup und Tapatio mit den Krabben und den Tomaten- und Avocadostückchen in dem großen Styroporbecher und haut rein.

Ein dürrer, brauner Streuner mit traurigen Augen und riesigen Zitzen beobachtet ihn beim Essen. Er wirft dem Hund einen Salzcracker zu. Noch immer bockt und dröhnt der Verkehr, aus dem Handyladen nebenan scheppert Banda-Blasmusik in einer Lautstärke, die einem die Zähne klappern lässt, aber es fühlt sich nicht mehr an wie das Ende der Welt – nur wie ein Tag wie jeder andere, weder besser noch schlechter.

Nach dem Essen geht Malone zurück zum Motel, einem zweistöckigen Ziegelsteinbunker mit vergitterten Fenstern. Wie ein knallrosa Gefängnis sieht das aus. Für den Fall eines Erdbebens nimmt er immer ein Zimmer im ersten Stock; wenn die Bude mal einstürzt, stellt er sich vor, dann wird er ganz oben auf den Trümmern sitzen. Die Matratze hängt durch, der Fernseher hat nur drei Kanäle – alle spanisch natürlich –, und die Luft aus der Klimaanlage riecht nach schimmlichen Handtüchern. Aber wenn man immer schön betrunken bleibt, fällt das gar nicht auf.

Er stellt das Bier auf die Kommode und geht ins Bad, um

zu duschen. Das Wasser hält ihn auf Trab, indem es alle dreißig Sekunden zwischen lauwarm und kochend heiß hin und her wechselt. Beim Rasieren schneidet er sich ins Kinn und drückt Klopapier auf die Wunde. Ein Bier noch, dann ist er bereit für den Weg hinauf zur Rennbahn. Während er an der Flasche nippt, beobachtet er durchs Fenster einen VW Käfer, der auf der Straße zu wenden versucht. Niemand interessiert sich für die verzweifelten Handzeichen des Fahrers.

Die Jungs bringen die Hunde für das dritte Rennen auf die Bahn und führen sie an der Tribüne entlang. Malone geht vor zum Geländer, um sie genauer zu begutachten. Eigentlich könnte er sich das sparen. Er weiß einen Scheiß über Windhunde und hat keine Ahnung, woran man sehen könnte, dass der eine schneller ist als der andere. Normalerweise wettet er auf irgendeine Mischung aus Name und Quote. Diesmal hat er ein Auge auf Prometheus geworfen, der mit 8 zu 1 an den Start geht. Wer zum Henker gibt bloß einem Hund den Namen Prometheus? Das reicht schon, um ihn neugierig zu machen.

Er geht zurück, um seine Wette abzuschließen. Die Tribüne ist so gut wie leer. Ein paar alte Mexikaner, die im Schatten schwatzen, ein paar Tagesausflügler aus San Diego, das war's. Der Mann am Schalter nimmt sein Geld und schiebt ihm den Wetzettel zu, ohne sein Handy vom Ohr zu nehmen. Zehn Dollar auf Sieg für Prometheus.

Sein Vormittagsrausch lässt langsam nach, also bestellt er eine Cola mit Rum an der Bar. Er trinkt sie im Stehen und lauscht dem elektronischen Glucksen der Spielautomaten im Kasino, das zwischen den Dachträgern der Tribüne wiederhallt. Diese Seiltanznummer ist inzwischen ziemlich aus-

gelutscht: nüchtern erträgt er sich gar nicht, betrunken noch weniger. In solchen Momenten denkt er gewöhnlich darüber nach, von einer Brücke zu springen oder sich eine Knarre zu besorgen.

Der Barkeeper, ein alter Mann mit schwarz gefärbtem Haar und Schnurrbart, mischt Karten. Er lächelt Malone zu und fächert den Stapel auf, die Bilder nach unten.

»Zieh eine«, fordert er ihn auf.

Malone trinkt aus und stellt den Plastikbecher auf die Theke. »Das Rennen fängt an«, antwortet er, schon auf dem Weg nach draußen.

Als die Hunde aus den Boxen kommen, steht er wieder am Geländer. Sie jagen vorbei, dem Köder hinterher, einem Stück Fell an einer Stange. Prometheus ist aus dem Rennen, bevor das Rudel die erste Kurve erreicht. Malone zerknüllt den Wetzettel und lässt ihn auf den Boden fallen. Sein Handy klingelt.

»Was gewonnen?«, fragt Freddy.

»Was glaubst du denn?«, antwortet Malone.

»Hier sind ein paar Leute, die 'ne Mitfahrgelegenheit brauchen. Komm vorbei.«

Im Taxi zu Freddy wird Malone langsam unruhig. Diese Fahrten für den Mexikaner sind das Einzige, das seinen Puls überhaupt noch in Gang bringt, aber dafür rechnet er dabei jedes Mal fest mit einem Herzinfarkt.

Freddy hat er eines Nachts bei einem Absturz in einer Bar in National City kennengelernt, in der er eigentlich nichts verloren hatte. Der Mexikaner schätzte ihn vom Fleck weg als harten Knochen ein und meinte, er hätte den perfekten Job für ihn. Auf Malones Konto war Ebbe, und er konnte

sich nicht leisten, wählerisch zu sein. Seither kommt er ein-, zweimal im Monat nach Tijuana, um eine Ladung Illegale über die Grenze in die USA zu fahren. *Pollos*, wie Freddy sie nennt. Hühner.

Das ist keine große Sache: Man steckt sie in den Kofferraum, fährt zur Grenze in San Ysidro oder Otay Mesa, beantwortet die Fragen der Kontrolleure ohne zu stottern und bedankt sich, wenn sie einen durchwinken. Und die Chancen, dass sie das tun, sind ausgezeichnet. Bei sechzig- bis siebzigtausend Fahrzeugen, die täglich die Grenze überqueren, können sie so gründlich gar nicht sein. Mit einem halbwegs anständig aussehenden Weißen am Steuer ist die Sache praktisch schon geritzt.

Und wenn man doch mal genauer kontrolliert wird und den Kofferraum öffnen muss? Auch dann hat man noch gute Karten. So viele Autos und Laster kommen hier durch, und jedes Jahr werden nur etwa dreihundert Menschen tatsächlich angeklagt, weil sie Illegale schmuggeln. Malone wurde noch nie erwischt, aber er kennt jemanden, den sie geschnappt haben. Die Grenzer haben die Ladung zurück nach Mexiko geschickt und ließen den Fahrer nach ein paar Stunden wieder laufen. Die verschwenden ihre Zeit schließlich auch nicht damit, die Flut aufzuhalten.

Auf der amerikanischen Seite angekommen, lädt Malone die *pollos* an einem vereinbarten Ort an einem Haus ab, wird irgendwo das Auto los und geht nach Hause in sein Apartment in Imperial Beach. Pro Kopf bekommt er 500 Dollar – so leicht hat er sein Geld noch nie zuvor verdient.

Der Taxifahrer schaltet einen Gang tiefer und quält den Wagen über eine steile, ausgefahrene Schotterpiste den Hügel hinauf in ein Viertel voll verschachtelter Häuser aus

Mörtel und Betonziegeln, allesamt von blanken Stahlstangen gekrönt, dem ersten, optimistischen Schritt in Richtung eines zweiten Stockwerks. Eine Doppelgarage, ein lindgrüner Anstrich und ein Ziegeldach machen Freddys Haus zum schönsten der Straße.

Freddy steht auf der Veranda und brüllt ins Telefon, als das Taxi vorfährt. Sein Gesprächspartner, wer es auch sein mag, ist offenbar ein *pinche pendejo* und kann Freddy verdammt noch mal am *culo* lecken.

»Hast du Hunger?«, ruft er Malone zu, während der den Fahrer bezahlt. »Meine Mutter macht Hühnchen.«

»Nee, danke, ich hatte ein großes Frühstück.« Als Malone das letzte Mal Freddys Einladung zum Essen mit dessen Mutter annahm – es gab eine Art Ziegeneintopf –, saß er eine Woche lang auf dem Klo fest. Beim Gedanken daran dreht sich ihm jetzt noch der Magen um.

Er geht die Einfahrt hinauf, vorbei an zwei von Freddys Lakaien, die mit Eimern und Lappen einen alten Crown Victoria waschen. Freddy springt um sie herum und zeigt ihnen Stellen, die sie vergessen haben. Er ist klein, drahtig und wiegt noch genauso viel wie damals, als er in den Boxclubs der ganzen Stadt kämpfte. Haar und Kinnbart werden langsam grau, aber er hat noch immer den federnden Schritt eines Boxers und bewegt sich beängstigend schnell.

»Schau mal, das ist deine Karre«, sagt er zu Malone.

»Ein Drogenschlitten.«

»Hab ich ersteigert, zu einem Spottpreis.«

Im Garten spielt eine ganze Meute Kinder. Ein paar kicken einen Fussball umher, andere skandieren irgendeinen Singesang und klatschen dazu rhythmisch in die Hände. Es wimmelt hier immer von Kindern: Freddys Söhne und Töchter,

Nichten und Neffen, sogar ein paar Enkel sind dabei. Malone kann sie nicht auseinanderhalten, und sie machen ihn noch nervöser, als er ohnehin schon ist. Sobald eins von ihnen auf die Nase fällt oder weint, muss er sich zusammenreißen, um nicht hinzulaufen und es hochzuheben. Jedes Wimmern trifft ihn ins Mark und treibt ihm einen Kloß in den Hals.

Freddy und er gehen hinein und in die Küche. Auf dem Weg zeigt Freddy ihm ein paar neue Möbel, die er gerade bei IKEA in San Diego gekauft hat.

»Der da heißt Gustav«, sagt er. »Kannst du das fassen? Ein verdammter Stuhl, der Gustav heißt.« Er tätschelt dem Stuhl die Lehne. »Hallo Gustav, wie geht's denn so?«

Seine Frau und seine Mutter schneiden Gemüse. Malone sagt *hola*, sie lächeln und nicken ihm zu. Freddy nimmt ein Budweiser aus dem Kühlschrank. »Willst du ein Bier oder 'ne Cola oder so?«, fragt er Malone.

»Cola klingt gut«, antwortet der.

Durch eine Glasschiebetür gehen sie raus auf die Terasse, und Freddy bietet Malone einen Liegestuhl an. Malone setzt sich und nimmt einen Schluck Cola. Der Ausblick von hier geht nach Westen. Grau und dunstig liegt Tijuana unter einem milchigen Himmel, eine hässliche Stadt, die sich planlos über hässliche Hügel ausbreitet. In der Ferne funkelt ein kleines Stück Meer, worauf Freddy wahnsinnig stolz ist. Er hat sein ganzes Leben lang für so etwas gearbeitet.

Der kleine Mann schnappt sich eine Gießkanne und plappert beim Blumengießen ohne Pause über die Käfer, die seine Gardenien auffressen. So wie er dauernd in Bewegung ist, unfähig stillzusitzen, würde Malone wetten, dass er kein besonders guter Boxer war. Wahrscheinlich konnte er sich

nie an einen Plan halten, sondern stieg einfach in den Ring und schlug drauflos, bis ihm die Luft ausging und sein Gegner ihn zu Hackfleisch machte. Das würde auch die Narben im Gesicht und die kaputte Nase erklären. Das Publikum war aber sicher begeistert von ihm. Nichts bringt die Menge so in Wallung wie ein Bluter.

Nach ein paar Minuten versichert sich Freddy mit einem Blick durch die Schiebetür, dass seine Frau nicht in der Nähe ist, und fragt Malone: »Sag mal, als du verheiratet warst, hattest du da noch was mit anderen?«

»Nein«, sagt Malone, »hatte ich nicht.« Das ist das Letzte, worüber er sprechen will. In der Ferne kreist ein Bussard über einer Müllhalde.

»Aber du warst auch nur ... wie lange verheiratet? Ein Jahr?«, fragt Freddy.

»Fünf Jahre«, antwortet Malone.

Freddy zischt durch die Zähne und winkt ab. »Siehst du, ich bin schon zwanzig Jahre mit Sonia zusammen«, sagt er. »Zwanzig. Stell dir das mal vor. Ich meine, ich liebe sie, aber sie ist nicht die Frau, die ich geheiratet habe. Nach sechs Kindern, meine ich.« Mit den Händen formt er Hängetitten und einen riesigen Hintern. »Einfach nicht dieselbe.«

Peinlich berührt rutscht Malone auf seinem Stuhl herum. Von den Einzelheiten der Leben anderer möchte er lieber nichts wissen. Viel zu oft sind sie schmerzlich, viel zu oft konfrontieren sie ihn mit Dingen, denen er zu entgehen versucht.

»Deswegen hab ich Freundinnen«, fährt Freddy flüsternd fort. »Eine oder zwei, nur zum Vögeln, damit ich nicht vergesse, wie's mit einer ist, der's auch Spaß macht. Einer meiner Freunde sagt immer: ›Alter, du gibst zu viel Geld für

diese *putas* aus. Dafür gibt's doch das Internet.« Er schüttelt die Faust vor dem Schritt, als würde er masturbieren. »Aber ich sag dann immer: ›Hey, ich bin kein Schuljunge, ich bin ein richtiger Mann, und ich brauch 'ne richtige Frau.« Dabei«, sagt er und wiederholt die Geste von eben, »komm ich mir bescheuert vor. Da fick ich ja noch lieber meine Frau.«

Freddys Handy klingelt. Er nimmt es vom Gürtel und schreit schon hinein, bevor er es am Ohr hat. Malone sieht hinaus zu dem Fleckchen Pazifik, das dem Kerl so viel bedeutet. Im Sonnenlicht glänzt es so stark, dass seine Augen sich nur mühsam daran gewöhnen. Er trinkt seine Cola aus und trommelt mit den Fingern auf der Dose.

»Okay, bist du bereit, Kohle zu machen?«, fragt Freddy und steckt sein Telefon wieder an den Gürtel.

»Dafür bin ich hergekommen«, sagt Malone.

Ein lauter Knall lässt sie beide hochfahren. Eines der Kinder, eines der kleinen, ist mit Wucht gegen die Glasschiebetür geknallt und brüllt sich jetzt auf dem Küchenboden die Seele aus dem Leib.

»*No, no, no, mijo*«, gurrst Freddy, während er die Tür aufschiebt und den kleinen Kerl in die Arme nimmt. »Nicht weinen, mein Sohn. Nicht weinen.«

Malone lenkt den Crown Vic durch das Tor des Maschen- und Stacheldrahtzauns rund um Goyo's, eine Autowerkstatt in einer ungemütlichen Gegend unweit des Grenzübergangs San Ysidro. Hinter ihm fährt Freddy in seinem verbeulten Nissan Pick-up. Goyo ist ein fatter Kerl in einem schmutzigen, blauen Arbeitshemd, auf dessen Brusttasche ein Aufnäher mit dem Namen »Sam« prangt. Er schiebt das

Tor zu und streitet dann auf Spanisch mit Freddy. Sie sprechen zu schnell, als dass Malone folgen könnte.

Malone steigt aus dem Vic auf den staubigen Platz. Langsam wird es wieder Zeit für einen Drink, aber er wartet besser bis nach der Grenze. Seine Nervosität angesichts der Fahrt wächst, kriecht ihm vom Rücken in den Nacken.

Goyo und Freddy einigen sich darauf, verschiedener Meinung zu sein, und Freddy ruft Malone auf dem Weg in die Werkstatt zu, er soll den Kofferraum öffnen. Kurz darauf treibt Goyo fünf verängstigte Männer in die Sonne, wo sie mit gesenktem Blick stehen bleiben und mit den Füßen scharren. Malone sieht ihnen nicht ins Gesicht, will gar nicht wissen, wie sie aussehen.

Goyo geht zum Tor, sieht auf die Straße und gibt Freddy ein Zeichen, dass die Luft rein ist.

»*Ándale, ándale*«, befiehlt Freddy den *pollos*. Er muss ihnen fast in den Hintern treten, damit sie zum Wagen gehen. Einer nach dem anderen steigen sie in den Kofferraum und legen sich auf die Seite, damit alle hineinpassen. Freddy gibt ihnen letzte Anweisungen: Nicht durchdrehen, ihr habt genügend Luft. Bleibt ruhig, dann seid ihr in einer Stunde im Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

»*Tiene agua?*«, fragt er, die Hand schon am Kofferraumdeckel.

»*Sí*«, antworten sie einstimmig, und einer hält eine Flasche Wasser hoch.

»*Buena suerte* – viel Glück!«, sagt Freddy und schlägt den Deckel zu.

Freddys Mechaniker hat beim Umbau der Federung des Vic ganze Arbeit geleistet. Das Heck hängt kein bisschen durch, trotz des großen Gewichts im Kofferraum. Malone

rutscht auf den Fahrersitz und lässt den Motor an, Freddy bückt sich zum offenen Fenster.

»Alles cool?«, fragt er.

»Coolissimo«, antwortet Malone.

»Dann hau endlich ab.«

Goyo öffnet das Tor, und Malone stößt zurück auf die Straße. Er fährt ruhig und langsam, um die Ladung nicht zu sehr durchzuschütteln, aber die vielen Schlaglöcher machen das nicht gerade leichter.

Ein paar Minuten später steht er mit tausend anderen Autos in der Schlange am Grenzübergang, in vierundzwanzig Spuren nebeneinander. Von so weit hinten wird es mindestens eine halbe Stunde dauern. Er winkt einen der Verkäufer zu sich, die inmitten des schleichenden Verkehrs unterwegs sind, und kauft eine Flasche Wasser. Andere Kleinunternehmer verhökern Churros und Eiscreme, Sombros und Gipsstatuen von Bart Simpson. Einer jongliert mit Orangen, ein anderer spuckt für Trinkgeld Feuer. Die letzte Chance, noch etwas von der guten amerikanischen Kohle abzugreifen, bevor sie wieder über die Grenze verschwindet.

Malone beißt im Takt zur Musik aus dem Truck nebenan die Zähne zusammen und lässt wieder locker. In der Highschool war er Turmspringer und hatte vor jedem Wettkampf die Hosen genauso voll wie jetzt, wäre am liebsten aus seiner Haut geschlüpft. Doch sobald er absprang, verschwand die Aufregung, und es blieb nur die friedliche Ruhe des unausweichlichen Falls.

Hinten bewegt sich offenbar jemand, denn der Vic wackelt ein wenig. Malone dreht die Klimaanlage voll auf und hofft, dass die kalte Luft zum Kofferraum durchdringt. Einmal ist

ihm einer durchgedreht, hat geschrien und versucht, den Kofferraum aufzutreten, und das nicht mal fünfzig Meter vor der Grenze. Seine Panik steckte die anderen *pollos* an, und bald darauf drehten sie alle am Rad.

Eingeklemmt zwischen anderen Fahrzeugen sah Malone nur noch einen Ausweg: Er stieg aus, machte den Kofferraum auf und rannte zu Fuß zurück nach Tijuana. Die anderen Fahrer sahen mit offenen Mündern zu, wie nacheinander sechs Mexikaner aus dem Kofferraum kletterten und in dieselbe Richtung davonliefen.

Diesmal beruhigen sie sich schnell wieder. Wahrscheinlich ist jemand der Arm eingeschlafen oder so. Der Vic schiebt sich langsam weiter auf die Grenze zu, und Malone nimmt seine Sonnenbrille ab, um die Gläser mit seinem Shirt zu putzen. Drei Autos trennen ihn noch von der Grenzbeamtin, und sein Puls rast. Zwei Autos entfernt ist es noch schlimmer. Aber als er am Kontrollhäuschen vorfährt, ist er wie immer vollkommen ruhig.

Die Kontrolleurin ist eine Latina, deren stämmiger Körper ihre Uniform zu sprengen droht. Sie hat blond gefärbtes Haar und ist zu stark geschminkt. Malone reicht ihr seinen Pass, und sie mustert kurz den Wagen.

»Wie lange waren Sie in Mexiko?«, fragt sie, während sie Daten in ihren Computer eingibt.

»Zwei Tage«, antwortet Malone.

»Und wo?«

»In Rosarito. Meine Familie hat da eine Wohnung.«

»Und wie viel Stoff haben Sie dabei?«

Ein Spaßvogel. Kommt ab und zu vor. »Sehr witzig«, sagt Malone.

Die Frau lächelt ihm kurz zu und winkt ihn durch, in



Richard Lange

Angel Baby

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43793-7

Heyne

Erscheinungstermin: März 2015

Ausgezeichnet mit dem Hammett Prize

Im Leben von Luz ist einiges schiefgelaufen: Sie hat ihre kleine Tochter in Los Angeles zurückgelassen, um in Tijuana einen mächtigen Drogenboss zu heiraten. Seither lebt sie wie eine Gefangene in Rolandos bizarrer Villa und ist seiner Willkür ausgeliefert. Doch heute ist der Tag, an dem Luz ihre Fehler wiedergutmachen wird. Sie schießt ihre Bewacher nieder, räumt den Tresor leer und flieht in Richtung Grenze. Alles oder nichts. Das Schicksal wird entscheiden, ob sie ihre Tochter findet oder beim Versuch draufgeht.